

**Wir sind die letzten.
Fragt uns aus.
Wir sind zuständig.
Wir tragen den Zettelkasten
mit den Steckbriefen unserer Freunde
wie einen Buchladen vor uns her. (...)**

Hans Sahl

**Faschismus, Nationalsozialismus, Option:
eine Kindheit und Jugend unter Diktaturen und Krieg**

Alex Moroder im Gespräch mit Ingrid Runggaldier

Mehr als sechzig Jahre nach Ende des Krieges sind viele Ereignisse der damaligen Zeit noch immer nicht aufgearbeitet. Man und frau wollten vergessen - vergessen wollten offensichtlich jene, die sich krimineller Handlungen schuldig gemacht hatten, aber auch die Mitläufer, die der nazifaschistischen Propaganda verfallen waren, jene die ihre Mitbürger und Mitbürgerinnen diskriminierten und denunziert hatten. Lange geschwiegen haben jedoch auch die Opfer, die, oft noch traumatisiert durch ihre schrecklichen Erlebnisse, – manche hatten ihre gesamte Familie in den Konzentrationslagern verloren – schlussendlich froh waren, mit dem Leben davon gekommen zu sein. Auch sie wollten vergessen um, sofern als möglich, irgendwie wieder im Leben Fuß fassen zu können.

Die Schriftstellerin Stella Rotenberg, die die Schrecken des Nationalsozialismus nur überlebte, weil es ihr gelungen war von ihrem Heimatland Österreich nach England zu fliehen schrieb: „Der Mensch hasst seinen Nebenbuhler, seinen Widersacher, seinen Überwinder, seinen Unterdrücker, seinen Inquisitor, seinen Kerkermeister, doch am meisten hasst der Mensch sein Opfer.“ Und tatsächlich hatten am Ende des Krieges die Täter nicht aufgehört ihre Opfer zu hassen, gerade weil sie ihre Opfer waren, weil sie überlebt hatten und sie tagtäglich an ihre Schuld und an ihre Kleinheit erinnerten. So wurde das den Opfern zugefügte Unrecht in den seltensten Fällen überhaupt eingestanden, geschweige denn auf halbwegs angemessene Weise wieder gut gemacht. Auch in Südtirol.

In einem Gespräch mit Alex Moroder erzählt dieser von seiner Kindheit und Jugend unter dem Faschismus, von der Zeit der Option und seinen Erlebnissen während der fast zwei Jahre, die er von 1943 bis 1945 in den Gefangenenlagern in Hammerstein (heute Polen) und Wolfsberg im Kärntner Lavanttal verbringen musste. Er war nicht der Einzige. Eine Reihe anderer Jugendlicher aus Gröden erwartete dasselbe Schicksal und das nur, weil ihre Eltern sich fürs Dableiben statt für die Auswanderung ins Deutsche Reich entschieden hatten. Als mir Alex Moroder aus seinem Leben erzählte, betonte er immer wieder, dass der einzige Grund, warum er darüber sprechen wollte, der war, dass er der heutigen Jugend sagen wollte, dass Fanatismus niemals zu etwas Gutem führen könne. „Junge Menschen sollen sehen“, meinte er, „wozu Fanatismus führen kann“. Es war ihm ein großes Anliegen, niemanden zu beleidigen und niemandem etwas persönlich vorzuwerfen. Doch was gewesen ist, ist gewesen, daran lässt sich nichts ändern. Dass wir nicht vergessen dürfen und versuchen sollten aus der Geschichte zu lernen, dazu ermahnen uns nicht zuletzt die in letzter Zeit wieder gehäuft auftretenden Zeichen von Radikalismus und Fanatismus in unserer

Gesellschaft sowohl unter Jugendlichen als auch unter den älteren Generationen, die sich besonders in einer politisch und religiös motivierten Ablehnung der Einwanderer äußern. Nur wenn wir uns erinnern, können wir aus der Geschichte lernen und, vielleicht, neue Katastrophen vermeiden, und um es mit den Worten des Schriftstellers Francisco Tanzer auszudrücken: „Man muss sich erinnern, damit man vergessen kann.“

Ich habe das Interview mit Alex Moroder im Juli 2006 geführt. Wir trafen uns dafür mehrmals in der Bibliothek der Cësa di Ladins. Es waren immer sehr lockere, informelle Gespräche, solche wie sie unter guten Bekannten und Freunden stattfinden. Für Alex Moroder war es wichtig, dass diese seine Erinnerungen dokumentiert werden würden, deshalb bereitete er sich auch darauf vor. Beim ersten Treffen gestand er mir, dass er nachts nicht geschlafen hatte, weil er aufgeregt war, aufgeregt, weil er versucht hatte, sich das Erlebte so gut wie möglich zu vergegenwärtigen und weil er Angst hatte, etwas zu vergessen. Auch für mich war es aufregend, weil mir bewusst war, dass es sich hier nicht um ein oberflächliches Gespräch handeln würde, sondern um eine Art Vermächtnis, das mir Alex Moroder anvertraute und das ich mich bemühen wollte in seinem Sinne und nach seinen Vorstellungen wiederzugeben.

Alex Moroder verstarb am 11. November. Als wir das Interview führten, ging es ihm noch ziemlich gut. Nie hätte ich vermutet, dass sein Leben so bald zu Ende sein würde. Und das war auch gut so, denn, hätte ich daran gedacht, wäre ich ihm sicherlich weniger frei und unbeschwert gegenübergestanden. Als ich dann im September begann, das Interview zu transkribieren und für den Druck auszuarbeiten, rief ich Alex Moroder öfters an, damit er mir zu bestimmten Textstellen genauere Details liefern oder weitere Erklärungen geben konnte. Danach überarbeiteten wir die Texte noch einmal gemeinsam. Die Zusammenarbeit mit ihm war für mich eine Bereicherung. Als wir die Arbeit so gut wie beendet hatten, verschlechterte sich sein Zustand plötzlich. Seine Tochter Ulrike konnte ihm noch einige Textstellen vorlesen, für die er seine Zustimmung gab. Es tut mir Leid, dass Alex Moroder die Publikation dieses Interviews selbst nicht mehr erleben konnte, trotzdem überwiegt für mich die Freude über dieses persönliche Zeugnis, dass er uns hinterlassen hat.

1. Teil

Ingrid Runggaldier: Welche Erinnerungen hast du von deiner Kindheit?

Alex Moroder: Eigentlich waren es schöne Jahre. Ich wurde 1923 zu Lenert geboren. St. Ulrich war damals viel hübscher als heute. Es gab wenige Straßen, fast keine Autos und mit diesen gelangte man höchstes bis Bruel.

War das aber nicht auch eine Zeit wirtschaftlicher Knappheit?

Ja. Die Zwanziger- und Dreißigerjahre waren in dieser Hinsicht schwierige Jahre, viele gingen in Konkurs, manche mussten was sie hatten verkaufen. Alle mussten sparen. Trotzdem war das Leben doch irgendwie leichter, ohne allzu große Schwierigkeiten. Es war bescheidener, anspruchsloser als heutzutage. Wir waren zufrieden, obwohl ich in der Zeit des Faschismus geboren bin. Doch ich kannte ja nichts anderes. Mir kam das alles normal vor.

Was bedeutete es damals für ein Kind in einer Diktatur zu leben?

In einer Diktatur, in allen Diktaturen ist alles bis ins kleinste Detail organisiert. Das ganze Leben ist organisiert und kontrolliert. Als ich in die Schule ging mussten wir zum Beispiel an den Nationalfeiertagen die Balillauniform tragen. Wir nannten sie die „Divisa“. Das waren weiße Strümpfe, eine grüne oder blaue Hose, das war nicht so genau, ein schwarzes Hemd mit einem

Halstuch, und auf dem Kopf trug man eine Kappe mit einer Quaste und einem Abzeichen von Mussolini mit einem M. Auch die Mädchen hatten eine Uniform. Sie nannte man „Piccole Italiane“. Sie trugen einen schwarzen Rock, eine weiße Bluse und eine schwarze Krawatte.

Wie gefiel dir das?

Ich war ein sehr schüchternes Kind und ich hasste es, in dieser Uniform herumzugehen, weil ich mich schämte. Ich schämte mich überhaupt, wenn ich mich irgendwie anders anziehen musste und auffiel. Doch wir konnten uns dem nicht entziehen, wir mussten die Uniform anziehen und auch an den Veranstaltungen teilnehmen. Es war Vorschrift. Aber manchen gefiel es auch. Meine Frau erzählt mir noch heute, dass in ihrer Schulklasse alle „Piccole Italiane“ waren, nur sie und eine Klassenkameradin durften nicht mitmachen, weil ihre Väter es nicht erlaubten. Meine Frau war sehr traurig, weil es ihr gefallen hätte, die Uniform wie die anderen zu tragen.

Waren diese Veranstaltungen mit der Schule verbunden oder wurden sie als außerschulische Tätigkeiten organisiert?

Die faschistische Erziehung, so nannte man das, bildete den wichtigsten Teil der Schule, aber sie erstreckte sich auch über die Schule hinaus. So mussten wir samstag nachmittags Turnübungen machen und Lieder wie „Fischia il sasso“, „Giovinezza“ und all diese faschistischen Lieder singen. Wehe, wenn du die Lieder nicht singen konntest, dann fielst du durch, das war wichtiger als rechnen können. „Faschistische Erziehung“ war auch das heikelste Fach. Da musste man wissen, wann der Marsch auf Rom stattgefunden hatte, wann Mussolini geboren war und ganz allgemein alles, was mit dem Faschismus zu tun hatte. Das war alles enorm wichtig. Es war ein Prüfungsfach.

Das war in der Grundschule, aber waren die kleineren und größeren Kinder auch ähnlich organisiert?

Ja. Die Kindergartenkinder nannte man „Figli della lupa“. Dort waren Buben und Mädchen zusammen. Von acht bis vierzehn Jahren gab es dann die Gruppen der „Balilla“ und der „Piccole Italiane“. Mit Vierzehn wurde man „Avanguardista“. Diese hatten eine grüne Uniform, eine schwarze Krawatte und eine schwarze Kappe mit Quaste und Mussolini-Abzeichen. Ab achtzehn Jahren wurde man dann schon „Milite“, da bekam man, glaube ich, ein Gewehr und samstags machte man auch Schießübungen.

War das dann schon das Militär?

Nein, aber es war militärisch und es war verpflichtend. Wir nannten es den „Sabato fascista“. Wir mussten turnen, singen und gingen auch wandern und bergsteigen. Aber wehe, wenn man fehlte! Damals war alles ein Müssen. Wenn man fehlte, musste man das nächste Mal ein ärztliches Zeugnis bringen.

Kehren wir kurz auf die Schule zurück. Was habt ihr dort gelernt?

Wir hatten nur einen Lehrer, aber für jede Klasse einen anderen. Mädchen und Buben waren getrennt, außer in der fünften Klasse, da waren wir zusammen – das kam vor, wenn die Klassen nicht groß genug waren. Unsere Fächer waren unter anderem Religion, Italienisch, Rechnen. Deutsch hatten wir nicht, dieses Fach war verboten. Als ich anfang, in die Schule zu gehen konnte ich weder deutsch noch italienisch, da wir zu Hause immer nur ladinisch gesprochen haben. Ich weiß noch, wie ich in der ersten Klasse nichts verstand, aber dann hab ich es schön langsam gelernt. Damals war es eben so. Später, in der Oberschule, lernten wir eine Stunde die Woche deutsch, dort war deutsch dann auch ein Prüfungsfach. Doch, wie gesagt, nur eine Stunde die Woche. Sonst waren unsere Schulen gut. Wir hatten, glaube ich, mehr Wochenstunden als die Schüler heutzutage. Wir lernten viel, doch meistens mussten wir uns den Stoff auswendig aneignen. Wir lernten auch die großen Dichter kennen. Dante beispielsweise schon in der vierten Klasse der Grundschule.

Wer und wie waren Eure Lehrer? Und hattet Ihr auch Lehrerinnen?

Wir hatten Lehrer und Lehrerinnen. Am besten kann ich mich an den Lehrer Amicabile erinnern, er war ein hervorragender Lehrer. Mit ihm lernten wir jedes Jahr ein Theaterstück ein. Dieses führten wir dann im Dantekino in Überwasser auf, das Kino war dort, wo sich jetzt die Raiffeisenkasse von Kastelruth befindet. Alle unsere Lehrer und Lehrerinnen waren Italiener. Die Lehrer aus Gröden mussten in Italien unten unterrichten gehen, wie beispielsweise Gisela Moroder, Dr. Erlacher, Vinzenz Aldosser und andere.

Wie war es denn für deine Eltern?

Für sie und die älteren Leute überhaupt war es schlimm. Es war eine ungeheuerliche Veränderung. Ich war klein und kannte nichts anderes, aber sie waren ganz einfach sprachlos, sie wussten nicht wie und wo hin, waren ganz und gar desorientiert. Man muss sich vorstellen, dass sie plötzlich unter einem anderen Staat leben mussten, mit einer Sprache, die sie nicht kannten. Vor allem meine Mutter, sie hatte sehr zu ihrem geliebten Kaiser gehalten und wehe, wenn jemand etwas gegen ihn gesagt hätte! Und nun war plötzlich alles anders. Es war für alle schwierig, auch für meine Schwiegermutter und für alle anderen. Für uns Kinder war es einfacher, denn wir verstanden damals noch nicht, was es bedeutete in einer Diktatur zu leben. Das wurde uns erst später bewusst, und erst heute verstehe ich gewisse Zusammenhänge, gewisse Dynamiken.

Wie sah deine Familienkonstellation aus?

Ich hatte zwei ältere Brüder und eine Schwester. Mein Bruder Paul, der noch lebt, wurde 1919 geboren und mein anderer Bruder, Carlo, war ein 1917er Jahrgang. Er verstarb im Alter von nur 30 Jahren an Tuberkulose. Ein Jahr später war dann das Penizillin auf den Markt gekommen, das ihn vielleicht hätte retten können. Meine Schwester Mariele ist 93 Jahre alt. Dann hatte ich noch einen Bruder, Alexander hieß er, doch dieser ist schon im Alter von drei Jahren an der Ruhr gestorben. Ich war der Jüngste. Mein Vater unterrichtete Bildhauerei in der Kunstschule von St. Ulrich. Bis vier Uhr nachmittags arbeitete er in seiner Werkstatt, und danach ging er in die Schule, manchmal auch noch nach dem Abendessen. Meine Mutter vermietete Fremdenzimmer. Bald nach dem Krieg kamen schon wieder die ersten Gäste nach Gröden. Meine Mutter tat sich wie viele andere schwer, italienisch zu sprechen, ich musste lachen, mit welchen Wörtern sie manchmal daher kam, wenn sie mit ihnen sprach.

Erzähl mir noch etwas aus deiner Schulzeit.

Ja, 1937 war ich vierzehn Jahre alt. Ich ging in Meran zur Schule, später in Bozen. Ich besuchte die Handelsschule. Auch dort musste ich mich an den Veranstaltungen, die für die „Avanguardisti“ vorgesehen waren, beteiligen, sie fanden wie in Gröden immer an den Samstagen statt. In Bozen gefiel es mir nicht. Ich konnte nur selten nach Hause fahren, weil ich kein Geld hatte. Und auch zu Hause konnten mir meine Eltern nicht mehr geben als das, was ich für die Schulbücher brauchte. So fuhr ich nur nach Hause, wenn ich auf dem Lastwagen des Transporteurs Kelder fahren konnte. Ich weiß noch, wie ich einmal am Obstmarkt vorbei ging und auf einem Stand Orangen sah. Ich hätte große Lust darauf gehabt, doch ich hatte kein Geld mir eine zu kaufen. Ich weiß auch noch wie kalt es im Winter in Bozen war. Ich fragte meine Mutter, ob ich einen Mantel haben durfte. Ich bekam den Mantel auch, doch meine Brüder waren beleidigt, denn sie waren älter als ich und in Gröden war es noch kälter. „Dieser Lausub“, sagten sie, muss freilich einen Mantel kriegen, wir sind über zwanzig Jahre alt und haben noch keinen Mantel!“ Und irgendwie hatten sie ja Recht.

War es damals schwer Arbeit zu finden?

Um eine öffentliche, eine Stelle, zu bekommen, auch um beispielsweise Angestellter oder Lehrer zu werden, musste man in der faschistischen Partei eingeschrieben sein, sonst bekam man die Stelle nicht. Doch auch, wenn man schon eine Arbeit hatte und einem die Parteikarte genommen wurde, verlor man die Arbeit. Ich kann mich noch daran erinnern, wie wir einmal anlässlich des „Sabato

fascista“ mit anderen Jugendlichen den Sellastock überqueren sollten. Damals war ich bereits 18 Jahre alt und arbeitete schon in der Sparkasse. Ich hatte mir gedacht, dass ich diesmal eigentlich nicht mitgehen wollte und ich ging auch nicht. Daraufhin rief mich der politische Sekretär zu sich. Es gab damals den „Podestà“ und den politischen Sekretär. Der „Podestà“ hatte etwa die Funktion eines Bürgermeisters und kümmerte sich um die Verwaltung der Gemeinde. Der politische Sekretär hingegen befasste sich mit allem, was mit dem faschistischen Zeug zu tun hatte. Sie kontrollierten alles was man tat oder nicht tat, aber auch alles, was man sagte. Wehe, wenn man sich beispielsweise gegen Mussolini oder das politische System äußerte, da kam man regelrecht ins Gefängnis. Jedenfalls sagte der politische Sekretär zu mir, dass, wenn das noch einmal vorkommen sollte, man mir die Parteikarte nehmen würde. Ich erschrak ein bisschen, weil ich, falls dies der Fall gewesen wäre, meinen Posten in der Bank verloren hätte.

Wie war es während der Option?

Bevor ich beginne darüber zu sprechen, möchte ich noch eine meiner ersten Erinnerungen erwähnen, die mir später, während der Zeit der Option, immer wieder in den Sinn kam, ein Ereignis, das vermutlich auch meinen Vater in seiner Entscheidung zu bleiben irgendwie beeinflusste. Diese meine Erinnerung geht auf den Sommer des Jahres 1933 zurück. Ich war nur zehn Jahre alt. Wir Kinder, unsere Eltern und die Leute aus der Nachbarschaft trafen uns am Abend öfters bei einer Bank zwischen den Häusern *Zot* und *Lenert*, meinem Elternhaus. Die Erwachsenen plauderten über dies und jenes und wir Kinder spielten. Ich erinnere mich noch genau wie jemand sagte: „Wisst Ihr, dass draußen in Deutschland einer an die Macht gekommen ist, von dem man sich fürchten muss, er ist überheblich und arrogant, ein Diktator, ein schlechter Mensch.“ Das, oder so etwas Ähnliches habe ich gehört. Ich weiß es noch, weil ich es zufällig mitgehört hatte. Ich war erst zehn Jahre alt, aber ich habe es nie vergessen.

Und dann?

Nichts, dann ist die Zeit vergangen. Ich gehe auf dieses Ereignis zurück, weil ich später während der Option daran gedacht habe. Sonst wusste man ja nichts, und Hitler kannte man auch noch nicht. Doch so dachte ich mir, dass... ja, dass, wenn das wahr ist, dann will ich nicht nach Deutschland hinaus gehen.

Wie war die Option? Wie wählte man und wie lange hatte man denn Zeit zu wählen?

Die Option hat insgesamt etwa ein Jahr gedauert. Man konnte bis zum 31. Dezember 1939 wählen. Die Leute sagten „deutsch machen“ oder „italienisch machen“ (aus dem ladinischen wortwörtlich übersetzt, Anmerkung von I.R.). Die Propaganda dieser Zeit war unbeschreiblich. Zunächst hielten sich manche zurück, weil sie sich wegen des Faschismus nicht recht trauten. Doch dann kamen sie aus der Deckung und versuchten die Bevölkerung zum „Gehen“ zu beeinflussen. Und selbst die Italiener! Denn sie wollten ja auch, dass die Südtiroler fort gingen. Sowohl die Italiener als auch die Deutschen sagten uns, um uns Angst einzujagen: „Wenn Ihr für Italien optiert, dann schicken wir Euch alle nach Sizilien!“, „Mein Gott, nach Sizilien!“ Das war für uns schrecklich, heute würde man sagen, dass es da unten ja schön wäre, aber damals! Nein, Sizilien, das war furchtbar! Die Deutschen sagten den Leuten: „Wenn ihr nach Deutschland auswandert, dann erwartet Euch alles, was ihr auch hier habt.“ Sie sagten unglaubliche, verrückte Dinge – Dinge, von denen sich heute niemand vorstellen kann, dass man sie damals glauben konnte. Doch es war so. „Wenn du hinausgehst, dann wird dort der Antoniusplatz mit der Kirche, genau so wie er hier ist, gebaut. Ihr werdet Arbeit haben, Ihr werdet gut bezahlt werden, alles nur das Schönste, Ihr braucht Euch keine Sorgen zu machen!“ Eine Frau hat sogar zu mir gar gesagt: „Ach, ich gehe, weil ich es satt habe, den Langkofel zu sehen!“

Wussten alle gleich von Anfang an, was sie wählen würden?

Ganz und gar nicht! Da gab es welche, die für draußen optierten, dann nahmen sie ihre Entscheidung wieder zurück und wählten da zu bleiben, dann nahmen sie ihre Entscheidung noch einmal zurück und wählten wieder deutsch, und das alles bis zu vier mal. Man konnte seine Entscheidung bis Ende des Jahres überdenken. Eigentlich musste man gar nicht optieren. Dann wäre man eben hier geblieben. Doch das habe ich auch erst später erfahren. Die Propaganda war auf alle Fälle so groß, dass man doch wählen musste.

Wie wählte man?

Man musste auf die Gemeinde gehen. Nur die Männer, die das 21ste Lebensjahr erreicht hatten, durften wählen. Mein Bruder Paul und ich durften nicht wählen, weil wir nicht volljährig waren. Mein ältester Bruder, der über 22 Jahre alt war, optierte für draußen, weil er den Militärdienst in Aosta leistete, auf diese Weise konnte er nach Hause kommen. Doch dann überlegte er es sich noch einmal und wählte italienisch. Mein Vater hatte fürs Dableiben optiert. Fürs Dableiben und nicht dafür, nach Sizilien zu gehen, wie manche es darzustellen versuchten. Er hatte für hier gewählt. Zu meinem Vater, der eine angesehene Persönlichkeit im Dorf war, kamen viele, um sich zu beraten. Doch nachdem sie eine Entscheidung getroffen hatten, änderten sie oft wieder ihre Meinung.

Was für eine Atmosphäre herrschte damals im Dorf?

Es war furchtbar. Es war wahrscheinlich die schlimmste Zeit, die man in Gröden mitgemacht hat. In einer Familie optierte der Vater beispielsweise fürs Dableiben und der Sohn fürs Gehen, oder einer der Brüder für hier und die anderen für draußen. Es war unglaublich. Man fing an, sich in den Familien zu streiten. Wenn einem Verwandten, einem Cousin z.B., zu Ohren kam, dass einer aus dem Familienkreis für hier gewählt hatte, dann schaute er ihn nicht mehr an, er tat so, als würde er ihn nicht kennen, und wenn sie sich trafen, ging er auf die andere Straßenseite. So ging es auch meinem Vater. Er war ein „Dableiber“ und wir wurden deshalb als Italiener angesehen und als Verräter der Heimat angesehen. Für die anderen waren wir Italiener! Meinen Vater grüßten sie höhnend: „Buon giorno professore!“

Haben diese Ereignisse auch die Beziehungen der Menschen in Gröden untereinander verändert?

Und wie! Und das alles nur wegen des Fanatismus! Das ist auch der Grund, warum ich das alles erzähle, nicht um jemanden zu beleidigen oder jemandem etwas vorzuwerfen, sondern nur um den Jugendlichen von heute, verständlich zu machen, wohin der Fanatismus führen kann! Denn der Fanatismus war damals so extrem, dass manche nicht davor zurückschreckten, jemandem etwas zu Leide zu tun, wenn sie es nur konnten. Eines Abends schossen sie beispielsweise in ein Fenster, sodass die Patrone in der Mauer neben einem, der dort schlief, stecken blieb. Wäre der Schuss nur ein bisschen weiter unten eingeschlagen, hätte er ihn getötet. Einem Mann aus Wolkenstein haben sie eine Handgranate in den Hausflur gelegt. Er kam mit einem Schock davon. Es war schlimm.

Das waren doch kriminelle Vergehen, schritt die Polizei denn nicht ein? Wurden die, die das taten, nicht bestraft?

Nein, sie waren „Deutsche“ (das heißt, sie hatten deutsch gewählt, Anm. I.R.) und konnten deshalb tun, was sie wollten, sie waren Auswanderer und Italien und das „Deutsche Reich“ hatten ein Abkommen. Außerdem wusste man ja nicht genau, wer für diese Straftaten verantwortlich war. Es war eine politische Angelegenheit und auch die Carabinieri hielten sich da heraus. Ich kann mich noch erinnern, was mir passierte: Ich war etwa 18 Jahre alt und kehrte von der Singprobe nach Hause – man muss sich vorstellen, dass das Dorf damals ganz dunkel war, es war ja Krieg und die wenigen Straßenlampen waren mit blauem Papier verdeckt. Auch bei den Häusern musste man nach neun Uhr die Fensterläden schließen und alles verdunkeln – da hörte ich ein Geräusch. Ich schaute und mache ein paar Schritte zurück, und in demselben Moment stürzt ein Stein auf mich herunter.

Wenn ich nicht schnell genug gewesen wäre, hätte er mich umbringen können. Man wollte uns Dableibern eben zu verstehen geben, dass die es uns schon zeigen würden. Wir lebten in ständiger Angst. Mein Vater konnte nachts nicht mehr schlafen. Er war sehr besorgt. Einen Italiener in St. Ulrich hatten einige so geschlagen, dass er am Boden liegen blieb. Der Hass gegen die Italiener war unwahrscheinlich, doch noch größer war er gegen uns Dableiber. Ich erzähle davon, um den Jüngeren zu sagen, passt auf, denn der Fanatismus bringt nichts Gutes. Mit dem Fanatismus macht man viel falsch und es ist immer besser mit allen auszukommen, wenn es nur irgendwie geht.

Gingen die Familien der Optanten dann einfach so weg?

Die ersten die gehen mussten, waren die Ärmsten. In Gröden hatten 80% der Bevölkerung fürs Gehen optiert. Diejenigen, die nichts hatten oder die, die sich nicht wehren konnten, wurden als erste fortgeschickt, denn eine gewisse Anzahl musste gehen. Die Reichen hingegen, die auch fürs Hinausgehen gewählt hatten, die blieben schön ruhig da und warteten und schauten auf ihr Zeug. Viele von denen, die weggingen, machten viel mit. Von wegen den Antoniusplatz neu aufbauen! Denen da draußen, war es ganz und gar nicht recht, dass die daher kamen und sie wurden auch nicht immer gut behandelt.

Sind einige von ihnen wieder zurück gekommen?

Ja, nach dem Krieg sind fast alle zurück gekommen und sie haben auch wieder die italienische Staatsbürgerschaft zurück bekommen. Doch sie waren sicherlich nicht die Schlimmsten.

Und deine Freunde, was war mit ihnen?

Auch unter uns Freunden war es schwierig. Wie gesagt, einige schauten dich nicht mehr an, solche, die bis am Tag vorher immer mit dir waren. Außerdem war der Alltag damals eben durch und durch organisiert. Aber plötzlich war alles getrennt. Die Kinder derer, die deutsch gewählt hatten, trafen sich in der Garage des Adlerwirts. Da war auch immer ein Gruppenführer und auch bei den Mädchen gab es eine Gruppenführerin. Alles war unter Kontrolle. Doch es wurde auch getanzt, sie hatten Spaß und gingen auf die Berge. Die Buben trugen weiße Wollstrümpfe, Lederhosen mit Trägern aus Leder und weiße Hemden. Ich war 17 -18 Jahre alt und schaute ihnen zu und dachte, dass es schade war, das mein Vater nicht für draußen gewählt hatte, wie schön wäre es, dachte ich, wenn ich mit ihnen gehen könnte, denn wir waren nur eine Handvoll eingeschüchterter junger Kerle, die man von oben herab ansah und auslachte. Ich wäre gerne mit ihnen gegangen.

Und was war mit Paula, deiner späteren Frau?

Auch Paula war damals nur ein junges Mädchen. Sie hatte eine Freundin, die an diesen Mädchentreffen teilnahm. Eines Tages geschah es, dass die Gruppenführerin diese Freundin ansprach und ihr sagte, sie sollte ihre Freundschaft mit der Dableiberin beenden, aber am nächsten Tag meinte sie dann doch, dass, ja, dass sie mit Paula befreundet sein durfte, weil ihr Bruder Leo als Freiwilliger für Deutschland in den Krieg gegangen war.

Kamen diese Gruppenführer und –führerinnen von irgendwo aus Deutschland?

Nein, die die das Sagen hatten, waren alle von hier. Es waren Grödnern, die über Leben oder Tod bestimmten, die dich hinausschicken konnten oder nicht.

Sprach ihr unter Freunden darüber?

Das war ein allgegenwärtiges Thema. Und vor allem, dass unsere früheren Freunde uns plötzlich so behandelten, dass sie uns so verachteten und uns Verräter und Italiener nannten. Aber wir wollten doch nichts anderes als einfach zu Hause bleiben. Wir durften nichts sagen, sonst wurden wir eingesperrt. Einige von uns wurden in Klausen inhaftiert. Und ich wiederhole: in der Geschichte Grödens, glaube ich, hat es nie so etwas Schlimmes gegeben. Die Familien waren zerstört, die

Leute stritten sich und konnten sich nicht mehr leiden, sie taten sich einander Schlechtes an. Es waren doch alles Leute, die ich kannte, die zuvor normale und nette Menschen waren, ich konnte einfach nicht glauben, dass sie sich so verändert haben konnten, nur wegen des Fanatismus. Und was ich heute auch noch nicht verstehe, ist wie man in ein Land gehen konnte, wo eine Diktatur herrschte, die gegen die Kirche war, und noch weniger verstehe ich, dass sogar einige der höchsten kirchlichen Würdenträger für diese Diktatur optiert haben.

Damals hätte der Klerus die Bevölkerung doch noch maßgeblich beeinflussen können, oder?

Ja, natürlich, und im Gadertal war das auch der Fall. Dort hatten die Priester gegen das Optieren gepredigt, denn sie wussten, dass Hitler für die Religion nichts übrig hatte, ja diese abschaffen wollte, er war ja gegen das Christentum. Doch wahrscheinlich fürchteten sich auch die Priester oft, oder sie waren sich der Lage wirklich nicht bewusst. Es herrschte eine große Angst, ich weiß nicht ... vielleicht hätte ich mich gleich verhalten.

Hatten die Menschen damals einen zu großen Respekt vor den „Mächtigen“ im Dorf und ließen sie sich deshalb auch so leicht manipulieren?

Freilich. Was die taten oder sagten, wurde allgemein nicht in Frage gestellt, obwohl sich später herausstellte, dass dann gar nicht alles so richtig war. Doch der Fanatismus ist brutal, der kann einen Menschen in seinem Denken und Handeln verändern. Als ich in Carrara beim Militär war, hörte ich wie Papst Pius der XII sagte: „Mit dem Krieg kann man nur verlieren, nie gewinnen.“ Und das hab ich immer im Kopf behalten. Die jungen Menschen wissen nicht, was Krieg ist. Der Krieg ist schrecklich. Er bringt dein ganzes Leben durcheinander. Er reißt es aus den Fugen. Deshalb wollte ich das alles erzählen.

Vielen Dank, Alex.

Danke dir, Ingrid.

Die Option war für die Südtiroler Bevölkerung nur der Anfang ihrer Kriegserlebnisse. Wie die meisten anderen Männer wurde auch Alex Moroder als Soldat einberufen. Als Folge der Option und der Entscheidung seines Vaters fürs Dableiben musste er fast zwei Jahre in den Gefangenenlagern von Hammerstein in Pommern (heute Polen) und Wolfsberg in Kärnten verbringen. Davon wird er im nachfolgenden zweiten Teil dieses Interviews berichten.

Alex Moroder

wurde am 13. Mai 1923 in St. Ulrich in Gröden geboren. Er besuchte die Handelsschule in Meran und Bozen. Während des Zweiten Weltkriegs war er Soldat und dann zwei Jahre lang in den Gefangenenlagern von Hammerstein und Wolfsberg interniert. Nachdem seiner Rückkehr in Gröden versuchte er sich zunächst für kurze Zeit als Holzwarenhändler, um dann seinen Dienst in der Südtiroler Sparkasse aufzunehmen, wo er 30 Jahre lang arbeitete. Seit 1945 war er mit Paula Großrubatscher verheiratet. Aus der Ehe entsprangen zwei Töchter und drei Söhne: Maria Ulrike, Wolfgang, Egon, Ruth und Stefan. Alex Moroder war ein begeistert Bergsteiger, Wanderer und Skifahrer. Er war einer der Gründer und langjähriges Mitglied der *Lia da Mont de Gherdëina*. Doch er arbeitet auch aktiv in zahlreichen anderen Vereinen mit wie etwa im *Kirchenchor*, im *Museum de Gherdëina* und in der *Union di Ladins*. Außerdem war er 20 Jahre lang Präsident des Schulpatronats. Eine seine größten Leistungen besteht jedoch in seiner Tätigkeit im Bereich der *Radiosendungen* in ladinischer Sprache, die er ins Leben rief und denen er in einem vierzigjährigen Engagement Zeit, Geduld und vollen Einsatz widmete. Alex Moroder verstarb am 11. November 2006 an den Folgen einer Hepatitis, die er sich im Gefangenenlager zugezogen hatte.

2. Teil Krieg und Gefangenenlager

In diesem zweiten Teil unseres Interviews erzählt Alex Moroder von seinen Erlebnissen im Zweiten Weltkrieg und insbesondere jenen in den Gefangenenlagern. Nachdem der Krieg 1939 mit dem Einmarsch der deutschen Truppen in Polen ausgebrochen war, hatte am 10. Juni 1940 auch Italien, das auf der Seite Deutschlands stand, Frankreich und Großbritannien den Krieg erklärt. Im Dezember 1942 wurde auch der neunzehnjährige Alex Moroder einberufen. Mit anderen Rekruten aus Gröden musste er sich zunächst am 13. Jänner in Bruneck vorstellen, wo er für sechs Monate seinen Militärdienst leistete. Danach wurde er nach Ligurien versetzt, von wo aus er mit seiner Kompanie nach Sardinien eingeschifft werden sollte. Doch nach einer zweitägigen Wartezeit, erhielten sie die Nachricht, dass es von einem englischen Unterseeboot gesenkt worden war. So kamen sie nach Marina di Carrara. Am 8. September 1943, als sie sich gerade in einem Wald in der Nähe des Meeres befanden, erhielten sie die Nachricht über den Waffenstillstand Italiens mit den Alliierten und über das angebliche Ende des Krieges. Hier beginnt für Alex Moroder eine ganze Reihe von Erlebnissen, die er nur mit großem Glück überlebte – er hätte oft sterben können, wie so viele andere, die mit ihm waren. Doch lesen wir, was er erzählt.

Ingrid Runggaldier: Bedeutete der Waffenstillstand Italiens im September 1943 für Euch, dass der Krieg zu Ende war?

Alex Moroder: Ja und nein. Wir glaubten es zuerst, aber natürlich war er nicht zu Ende. Auf alle Fälle war die Situation ziemlich kompliziert. Die Offiziere wussten selbst nicht, was sie tun sollten, denn in unserer Nähe, überall um uns herum, war ein Bataillon von deutschen Soldaten und diese waren ja bis am Tag vorher unsere Alliierten, unsere Freunde. Jetzt waren sie plötzlich unsere Feinde. Ich weiß noch, dass ich manchmal mit einigen von ihnen gesprochen hatte und nun, plötzlich, hätte ich womöglich auf sie schießen sollen! Man hatte uns befohlen, eine Grube zu graben und dort mit unserem alten Gewehr und einigen Handgranaten zu warten. Ich war verzweifelt. Mit meinen zwanzig Jahren saß ich da und war gezwungen, einen Krieg zu kämpfen, ohne zu wissen warum, und junge Burschen wie ich selbst zu töten, die auch nichts dafür konnten. Ich hatte ja nichts gegen sie. Die Deutschen hatten uns dann wissen lassen, dass wir bis drei Uhr nachmittags unsere Waffen abgeben sollten, andernfalls sie angegriffen hätten. Es gab da einige fanatische Offiziere, die uns befahlen, weiterzukämpfen und durchzuhalten bis die Amerikaner nach Ligurien gekommen wären. Aber das hätte ja noch ein Jahr gedauert! Die Situation war absurd. Neben mir hockte Max Stuflesser de Petlin. Wir redeten so, als einer unserer Soldaten sich uns näherte und sagte: „Ich weiß, dass ihr „crucchi“ seid (die Italiener nannten uns Südtiroler „cruchi“), doch wenn ich merke, dass ihr auf der Seite der Deutschen seid, werdet ihr die ersten sein, die ich erschieße!“

I.R.: Was dachtet ihr in dem Moment?

A.M.: Wir sagten nicht viel. Ich dachte daran, wie mein Vater im Jahr 1939 fürs Dableiben, also für Italien optiert hatte. Von den meisten, die fürs Gehen, also für Hitlerdeutschland gewählt hatten, wurden wir als Italiener und Verräter beschimpft, und hier, wo wir unser Leben opfern sollten, waren wir plötzlich Deutsche. Ich dachte mir: „Was ist das für eine Welt?“ Ich saß im Graben mit meinem Gewehr und sinnierte ... es war ganz schrecklich.

I.R.: Wie ging es dann weiter?

A.M.: Unser Hauptmann befahl uns, den Deutschen entgegen zu gehen und sie anzugreifen. So gingen wir denn mit unserem Gewehr. Plötzlich sah ich das Geschoss eines Panzers zwischen den Bäumen hervorschauen und da pfften schon die Kugeln über unsere Köpfe hinweg. Ich hörte ein Geräusch wie „sum sum sum“ und der Panzer kam immer näher. „Da hilft nichts, als sich davon zu machen“, dachte ich mir und so flüchtete ich mit meinen Kameraden hinauf über die Berge in der Umgebung von Marina di Carrara, wo wir sicherer waren. Am Abend, nach einer endlosen Reihe

weiterer Ereignisse, Granatenangriffen und Schießgefechten, nachdem ich in einen Wassergraben gefallen war und ein Kanonenrohr über eine Weite Strecke geschleppt hatte, legte ich mich – todmüde und klatschnass – nieder und schlief ein. Als ich am nächsten Morgen aufwachte, lag auch Max neben mir und vor uns stand ein Offizier in zivil. „Warum ist er in zivil?“, fragte ich mich. Ich hatte den Eindruck, dass sich alle langsam verflüchtigten, wenn auch noch einige Soldaten herum waren. Angesichts dieser Tatsachen überlegten wir, dass wir ebenfalls weggehen könnten. Um uns herum gab es noch Wachposten, die aufpassten. Doch wir gingen einfach an ihnen vorbei und sagten, dass wir eine Inspektionsrunde durchführen würden. Währenddessen marschierten wir in Richtung Carrara und als wir weit genug entfernt waren, nahmen wir unsere Gewehre von unseren Schultern und warfen sie fort, wir warfen auch unseren Alpinhut, unsere Jacken und die Uniformjacken weg, doch wir hatten noch unsere Hosen und man merkte noch, dass wir Soldaten waren. Unsere Soldatenplakette# gruben wir in die Erde ein.

I.R.: Seid ihr dann nach Hause gefahren?

A.M.: Ja, und das war auch noch ein gefährliches Unternehmen. Man sah uns nämlich noch an, dass wir Soldaten waren. Wir klopfen also an einer Haustür. Eine ältere Frau machte uns auf und sie verstand sogleich unsere Situation. Deshalb zögerte sie nicht: Sie gab uns alte Kleider ihres Mannes und kochte uns eine Bohnensuppe. Das werde ich nie vergessen. In Zivilkleidung gingen wir alsdann Richtung Carrara und von dort versuchten wir mit der Eisenbahn heimwärts zu fahren. Ich weiß noch, wie wir auf dem Weg zum Bahnhof eine betagte Frau fragten, ob wir uns an ihrem Arm einhängen konnten. Wir hatten nämlich Angst, dass man uns enttarnen würde, denn die Deutschen gingen mit Gewehren und Handgranaten herum. Am Bahnhof warteten unzählig viele Leute und der Zug war so voll, dass die Passagiere sogar auf der Lokomotive und auf den Dächern der Wagone mitfuhren. Nachdem wir eine Nacht vor den Toren von Florenz verbracht hatten, nahmen wir von dort dann den Zug nach Bologna. Es herrschte ein großes Chaos und wir waren erschöpft, doch alle halfen sich gegenseitig. Wir hatten nichts zu essen und kein Geld. Sogar der Kontrolleur sagte uns nur, dass wir ruhig bleiben sollten, sonst fragte er nichts. Wir wagten nicht, bis zum Bahnhof von Bologna zu fahren, da wir wussten, dass es dort von deutschen Soldaten wimmelte und so stiegen wir eine Station vor Bologna aus. Da hörten wir schon von weitem deutsche Motorräder, die uns entgegen kamen. Und Max sagte noch zu mir: „Ach, jetzt muss ich wirklich mal mit ihnen reden.“ Ich entgegnete ihm: „Um Himmels Willen! Bist du verrückt, tu das nicht, hauen wir ab! Es ist höchste Zeit!“ Wir machten uns aus dem Staub, liefen seitlich von der Straße ab zu einem Haus, wo sich eine Bar befand, dort versteckten wir uns hinter einer Bank und warteten. Später gingen wir wieder auf die Straße zurück und so kamen wir nach Bologna. Später hörten wir, dass die Deutschen alle festnahmen, die wie Soldaten aussahen, und sie nach Deutschland deportieren ließen. Wir hatten große Angst, dass sie das auch mit uns tun würden. Doch wir hatten Glück. In Bologna kannte ich eine Familie, die früher in Gröden bei uns ihre Sommerfrische verbrachte. Diese Familie half uns, bei ihr bekamen wir zu essen und zu trinken und konnten uns ausruhen. Sie begleiteten uns zum Bahnhof an einem Vorort von Bologna. So kamen wir nach Verona.

I.R.: Da wart ihr doch so gut wie zu Hause, oder?

A.M.: Ja, aber die Aufregung und die Anstrengungen waren noch nicht vorüber! In Verona stiegen deutsche Soldaten in den Zug ein. Sie merkten gleich, dass wir geflüchtet waren. Wir wussten nicht, was wir sagen sollten, sie befragten uns – fragten woher wir kamen, von wo wir gebürtig waren und so erzählten wir ihnen unsere Geschichte, dass wir Südtiroler waren und dass unsere Väter für Italien optiert hatten und all das. Wir hatten Angst, dass sie uns nicht mehr gehen lassen würden. Auch sie waren jung und sie wussten, glaube ich, nicht recht, was sie mit uns tun sollten. Da ging nach und nach einer von ihnen fort und bald war keiner mehr da.

I.R.: Also hattet ihr Glück?

A.M.: Ja, eigentlich hatten wir trotz allem immer Glück, bis zuletzt. Wir wollten nicht direkt bis nach Trient fahren, also kam ich mit meinem Freund Max überein, in Matarello auszusteigen, doch wir hatten uns offenbar nicht verstanden, denn während ich ausstieg, fuhr er in einem anderen

Wagon weiter. So war ich alleine in Matarello und dort fragte ich bei einem Haus, ob man mir dort einen Platz zum Schlafen geben würde. „Nein“, antwortete man mir, „wir haben nichts...“, ich gab nicht nach: „Vielleicht eine Scheune, einen Stadel...“, da sagte man mir: „Ja, ja, in der Holzhütte, da können sie bleiben.“ Dort legte ich mich dann nieder und verbrachte die Nacht ohne Decke und mit den Mäusen, die über mich her trippelten... Am folgenden Tag ging ich dann zu Fuß bis nach Mezzocorona. Ich war hungrig, denn es war lange her seit ich zuletzt gegessen hatte. Da schenkte mir ein Bauer ein halbes Brot. Ich fragte wieder eine ältere Frau, ob ich mich bei ihr einhängen durfte und sie mich zum Bahnhof begleiten würde, von dort wollte ich nämlich den Zug durchs Fleimstal, nach Predazzo, nehmen. Ja, komm nur, mein Sohn, sagte sie zu mir, und so stieg ich dann in den Zug ein. Doch kaum war ich eingestiegen, kam ein junger Südtiroler daher, ein Bub von etwa 15 Jahren, und sagte laut: „Ah, do homer wieder oan!“ Ich entgegnete ein bisschen resolut, was er denn meinte, ich sei doch Südtiroler und wenn er Italiener suchen wolle, sollte er irgendwo anders suchen. Das sagte ich ihm absichtlich, um ihn abzuwimmeln. So kam ich nach Predazzo und von dort zu Fuß nach Moena, wo ich in einem Heustadel schlief und mir jemand auch zu essen gab. Ich lief dann den Bach entlang weiter bis nach Pozza, immer in der Angst jemand würde mir folgen. Ich ging und ging – damals war ich sehr gut ihm Gehen – und plötzlich sehe ich zwei vor mir, die in dieselbe Richtung, zum Val Duron, zu gehen scheinen. Ich versuche sie einzuholen, doch sie rennen mir voraus. Da kommt es mir in den Sinn, dass sie vielleicht auch aus Gröden sind und ich will sie fragen, wohin sie unterwegs sind. Sie dachten wohl, ich sei von der SOD.

I.R.: Was war die SOD?

A.M.: Das war der „Südtiroler Ordnungsdienst“. Dem gehörten ältere Männer, aber auch 15- und 16jährige Jugendliche an, die nicht im Krieg waren. Sie jagten italienische Soldaten. Da gab es zum Beispiel junge Grödner, die auf die Alm gingen, dort nahmen sie vierzig Alpini, die auf der Flucht waren, gefangen und führten sie zu den deutschen Soldaten hinunter nach St. Ulrich. Manchmal waren diese Jugendlichen gerade die ärgsten.

I.R.: Hast du die zwei dann eingeholt?

A.M.: Ja, als sie oben auf dem Hügel, von wo man ins Durontal kommt, angelangt waren, hielten sie an. Ich rief Ihnen zu, ob sie aus Gröden waren und sie antworteten „ja“. Als ich bei ihnen war, sagten sie, dass sie mich nicht abhängen konnten, weil sie so erschöpft waren. Daraufhin begaben wir uns zusammen zu einem Stadel, der einem der beiden gehörte, und dort warteten wir bis es dunkel wurde. Das war in der Nähe von Salsaria. Während wir dort saßen, schaute ich den Langkofel an, der von der untergehenden Sonne ganz rosa war und nach allem, was ich erlebt hatte und vor lauter Müdigkeit, kamen mir die Tränen. Ich dachte mir, wie schön es hätte sein können, wenn nicht Krieg wäre und wenn wir in Frieden leben könnten.... Ja... da sahen wir plötzlich drei Gewehrläufe hinter einem Hügel hervorschauen. „Verflixt, jetzt müssen die uns da auch noch erwischen!“ dachte ich mir.

I.R.: Also war es zu Hause fast noch gefährlicher als im Kriegsgefecht?

A.M.: In mancher Hinsicht ja! Doch die drei SOD- Mitglieder - ich weiß von einem heute noch nicht, wer er war – sagten mir: „Ach ihr seid es! Wir tun Euch nichts, geht nur nach Hause...!“ So stiegen wir im Dunkeln ins Tal hinunter, aber ich versichere dir, wenn ich jemanden ermordet gehabt hätte, ich wäre nicht mehr in Sorge gewesen! Zum Schluss kam ich wie ein Flüchtling vom Ronc her und über Gustin zum Rusina – heim zu Lenert traute ich mich nicht. Ich läutete und Paula öffnete die Tür, sie war natürlich überglücklich.

I.R.: Waren die Schikanen somit beendet?

A.M.: Nein, eigentlich nicht. Die Ruhe war nur kurz und die wahren Widrigkeiten fingen jetzt erst richtig an. Sobald ich nämlich das Haus betreten hatte, läutete es noch einmal. Es war die Frau eines fanatischen Nazis. Es muss gegen zehn oder elf Uhr abends des 11. September gewesen sein. Meine Füße waren voller Blasen und bluteten, da die Schuhnägel innen die Sohlen durchstachen. Paulas Mutter, Frau Marianna, bereitete mir sofort ein Bett zum Schlafen vor. Doch Tags darauf, um sieben Uhr morgens, kamen die von der SOD schon mit dem Befehl, ich müsste vorstellig werden.

Die Frau, die mich unglücklicherweise beim Rusina gesehen hatte, hatte ihrem Mann wohl erzählt, dass ich zurückgekommen war und so wussten es eben alle. Die hielten zusammen wie Pech und Schwefel, um uns „Italienern“ – so nannte man uns ja – einen Schaden zuzufügen.

I.R.: Was sagte Paulas Mutter dazu?

A.M.: Paulas Mutter – ich hatte sie nie so wütend gesehen – sie sagte denen ihre Meinung und zwar, dass ich gerade erst gekommen wäre und, kaum gehen konnte und mich später schon noch melden würde.

I.R.: Welche Folgen hatte die Tatsache, dass du dich melden musstest?

A.M.: Zwei Tage nach meiner Ankunft in St. Ulrich, am 13. September, war ich bei Paula zum Mittagessen eingeladen. Es gab Marillenknödel. Wir saßen gerade bei Tisch, da kam ein junger Bursch von vielleicht fünfzehn Jahren mit der Meldung, dass ich um 14.00 Uhr am Bahnhof sein müsste und dass ich nicht viel mitnehmen durfte. Ich lief sofort nach Hause und da war gerade mein Bruder Pauli aus dem Aostatal heimgekommen. Auch er musste zum Bahnhof kommen. Es war ein schrecklicher Moment. Wir mussten beide gehen. Meine Mutter war verzweifelt. Wir wussten nicht, wohin man uns bringen würde und wann und ob überhaupt wir wieder nach Hause kommen würden. Was sollte mit uns geschehen? Ich hatte meinen Vater nie weinen sehen, doch damals hat er geweint. Es war entsetzlich – plötzlich mussten zwei seiner Söhne fort.

I.R.: Und am Bahnhof?

A.M.: Wir standen da mit einem kleinen Koffer. Wir wussten gar nicht, was wir mitnehmen sollten, außer einer Zahnbürste und einem Handtuch. Am Bahnhof standen vier Grödner. Sie warteten dort mit einem Gewehr. Es waren da auch viele Mütter, die weinten. Meine Eltern waren nicht gekommen, weil sie es nicht übers Herz gebracht hatten, sich dort von uns zu verabschieden, sie konnten es einfach nicht. Wir waren 22 aus ganz Gröden, ungefähr zehn aus St. Ulrich, die gehen mussten, auch mein Freund Max de Petlin, den ich auf unserem Heimweg im Zug verloren hatte, war mit uns. Nun hieß man uns in den Zug nach Klausen steigen. Die vier bewaffneten Grödner begleiteten uns.

I.R.: Wie war da die Atmosphäre?

A.M.: Man spürte den Fanatismus. Dort am Bahnhof waren beispielsweise einige Frauen, auch junge, etwa in meinem Alter, die lachten, ja sie lachten uns aus. Kannst du dir das vorstellen? Wenn du eine Mutter weinen siehst, eine Mutter, der man die Kinder ins Ungewisse abführt, könntest du dann lachen? Eine von ihnen, das hat mir später jemand erzählt, hatte anscheinend sogar gemeint, dass das der schönste Tag ihres Lebens wäre. Wir wussten nicht, ob wir je wieder nach Hause gekommen wären und unsere lieben Mitbürger übergaben uns den Deutschen, die uns gar nicht übernehmen wollten und nicht wussten, was sie mit uns anfangen sollten! Es ist unglaublich wie die besten Freunde deine Feinde wurden, wie Verwandte sich untereinander hassten und wie man sich sogar in den Familien nicht mehr leiden konnte.

I.R.: Also kam der Befehl, dass ihr deportiert werdet, nicht von höherer Stelle, sondern nur von Grödnern?

A.M.: Ja es waren ganz einfach Grödner, die uns hinaus nach Hitlerdeutschland schickten. In Klausen versuchten ihnen die Deutschen klarzumachen, dass wir doch Südtiroler und deshalb nicht zu deportieren wären. Doch sie versuchten die deutschen Soldaten zu überzeugen, dass wir politisch unzuverlässig und somit verdächtig wären. Wir hätten eigentlich überhaupt nicht gehen müssen. Es waren nur unsere Leute, die uns weggeschickt haben. Wir waren zwanzig Jahre alt und interessierten uns überhaupt nicht für Politik. Wenn wir zu einem Mädchen oder tanzen gehen konnten hätte uns das viel mehr interessiert.

I.R.: Und in Klausen?

A.M.: In Klausen würden wir dann von den deutschen in Gewahrsam genommen. Wir wurden eingezäunt und da wurde uns der Ernst der Lage erst richtig bewusst, denn wir verstanden, dass wir riskierten in ein Straflager, wie etwa Dachau, deportiert zu werden. Denn als „politisch unzuverlässig“ betrachtet zu werden, das wollte damals etwas heißen! Also baten wir, mit dem Oberst sprechen zu dürfen und berichteten ihm wie wir in diese Situation gekommen waren. Dieser

sagte uns darauf: „Ach so, na dann ist der Sachverhalt ja ein ganz anderer, das bedeutet, dass ihr in ein Gefangenenlager kommt wie alle anderen italienischen Soldaten.“ Das war ein Glück. Wir saßen dort am Bahnhof auf unseren Kartonkoffern, die auseinander fielen, weil wir nicht stehen durften. Dann kam der Transport mit italienischen Soldaten. Der Zug war gesteckt voll und man schob uns jeweils zu viert in die Wagone. Alle schwitzten, es stank fürchterlich, wir hatten nichts zu essen und durften auch nicht hinaus gehen. Um aufs Klo zu gehen, hatte jemand einfach ein Brett vom Wagonboden herausgerissen und dort mussten wir eben unsere Notdurft verrichten. Nach drei Tagen und drei Nächten, ohne kaum etwas gegessen oder getrunken zu haben, außer einer Pferdedurst, die wir in Hall bekommen hatten, gelangten wir schließlich nach Hammerstein. Das befindet sich im heutigen Polen, in der Nähe von Neustettin.

I.R.: Wie war dein erster Eindruck vom Gefangenenlager in Hammerstein?

A.M.: Nachdem wir vom Zug ausgestiegen waren, mussten wir noch vier km zu Fuß gehen, um ins Lager zu kommen. Es war ein riesiges Lager. Im Jahr zuvor waren dort 30.000 Russen am Flecktyphus gestorben. Jetzt lebten dort immerhin noch 10.000 Russen. Das Lager war mit elektrischem Stacheldraht eingezäunt, rundherum waren Wachtürme und wehe dem, der sich der Einzäunung näherte, der wurde einfach niedergeschossen. Der erste Abend war der schlimmste. Man trieb uns in eine Baracke. Dort standen jeweils immer drei Pritschen übereinander, das waren einfach etwas schiefe Bretter ohne eine Matratze. Alles war voll. Wir baten jemanden, um eine Decke. Um vier Uhr morgens hörten wir Schreie. „Los gemma, gemma!“ Wir mussten einige Male um unsere Baracke marschieren, dann bekamen wir einen Tee, aber das war kein Tee, sondern eine undefinierbare schwarze Brühe. Um ein Stück Brot zu bekommen, mussten wir uns in Reihen zu fünft aufstellen und wenn der erste nicht schnell genug war, ging die ganze Reihe leer. Sie schossen uns zwischen den Beinen und schrien, sie waren verrückt und böse wie der Teufel.

I.R.: Wie verbrachtet Ihr die Zeit?

A.M.: Ich hatte Glück. Die Grödner, du weißt, die wissen sich schon zu helfen, wenn es sein muss. Ich dachte mir, dass ich ja deutsch konnte, so bot ich mich als Dolmetscher an und die nahmen mich. Von den Grödnern kamen zwei in die Küche, einige andere wie mein Bruder wurden als Arbeitskräfte bei Bauern in der Gegend angestellt. Doch in Hammerstein blieben wir nur von September bis Dezember. Denn eines Tages kam ein höherer Offizier aus Südtirol, der meinte, dass es nicht in Ordnung wäre, dass man dort Südtiroler gefangen hielt. Uns sagte man daraufhin nur, dass wir nach Hause gehen konnten.

I.R.: Doch nach Hause dürftet Ihr noch nicht gehen, oder?

A.M.: Nein: Man brachte uns über Breslau und Brünn nach Völkermarkt in Kärnten. Dort erkundigten wir uns dann, ob wir nach Hause gehen konnten. „Nein, das geht nicht“, bekamen wir zur Antwort: „doch wenn ihr wollt, könnt ihr zu den Deutschen einrücken.“ „Das geht ja nicht“, erwiderten wir, „wir sind doch interniert!“ Und dann hießen sie uns, einen Schritt nach vorne zu tun, falls wir deutsche Soldaten werden wollten. Und einer von uns machte diesen Schritt nach vorne und ging zu den Deutschen. Ich weiß nicht warum. Ich fragte ihn später. Er hoffte eben, dass es ihm dann vielleicht besser gehen würde, denn wir hatten immer große Angst, dass sie uns in ein Bergwerk stecken würden oder dass uns sonst etwas Schlimmes zustoßen würde. Wir anderen wurden daraufhin eingesperrt mit zwei bewaffneten deutschen Soldaten, die Wache standen. Nach einer Weile kam der eine von uns, der zu den Deutschen übergegangen war, mit einer deutschen Uniform zurück, um uns zu grüßen, und da sagte ein anderer von uns, dass er auch geneigt war zu den Deutschen zu gehen. Er fragte eine der Wachen und wurde auch deutscher Soldat, und diesmal gingen wir zu ihnen, um uns zu verabschieden, bevor wir in das Lager von Wolfsberg im Kärntner Lavanttal transportiert wurden. Dort blieb ich von Dezember 1943 bis Mai 1945.

I.R.: Wie ist es dir dort ergangen?

A.M.: Gleich am Anfang wurde ich krank. Von August bis Oktober hatte ich hintereinander eine trockene Rippenfellentzündung, Malaria, Darmkatarrh und die Gelbsucht, die macht mir heute noch zu schaffen. Ich hätte auch nur an einer dieser Krankheiten allein sterben können! Und Gastritis bekam ich dann auch noch. Gegen die Rippenfellentzündung verabreichte man mir Kalzium. Ich

hatte dauernd Fieber. Gegen die Malaria gab man mir Chinin. Das Fieber stieg bis 40°- 41° Grad. Gottseidank handelte es sich um eine gutartige Malaria. Als ich gesund wurde, arbeitete ich auch dort als Dolmetscher. Ich musste jeden Tag Tuberkulosepatienten begleiten und es wundert mich noch heute, dass ich mich nicht angesteckt habe. Ich mussten mit ihnen ins Krankenhaus gehen, auf sie warten bis sie die Röntgenuntersuchungen gemacht hatten und ihnen übersetzen, was die Ärzte über ihren Gesundheitszustand meinten. Mir taten sie so leid, sie waren jung und fragten mich hoffnungsvoll, was der Arzt gesagt hatte. Ich brachte es nicht übers Herz, ihnen die Wahrheit zu sagen, deshalb sagte ich ihnen, dass ihre Situation nicht so schlecht war und dass sie mit der geeigneten Kur vielleicht wieder gesund werden könnten. Doch dann, nach zwei Wochen oder so, waren sie tot. Diese Jungen starben einer nach dem anderen. Aus Griechenland wurden viele italienische Soldaten mit gebrochenen Beinen oder Armen ins Lager gebracht. Unter dem Gips waren sie voller Würmer. Die Ärzte versuchten wirklich das Möglichste zu tun, aber mit den damaligen Mitteln konnten sie ihnen oft nicht helfen.

I.R.: Gab es in Wolfsberg auch jüdische Gefangene?

A.M.: Nein, das war nämlich ein Lazarettlager für Kriegsgefangene. Dort waren Engländer, Franzosen, Niederländer, Belgier, Amerikaner, Russen, all diese Nationen. Die Franzosen waren die unsympathischsten von allen. Sie hatten einen Zorn auf die Italiener, weil diese ihnen den Krieg erklärt hatten. Als wir ins Lager kamen, spuckten sie uns an. Sie hatten nicht vergessen, dass Mussolini ihnen in den Rücken gefallen war, er hätte es auch gar nicht tun müssen, doch er war ja mit Hitler verbunden. Die nettesten waren die Niederländer. Auch die Russen waren gute Menschen. Manchmal brachte ich ihnen etwas und dafür gaben sie mir einen Ring, den sie bastelten, ich habe noch einige davon zu Hause. Ja, die Russen waren besonders gute Menschen.

I.R.: Woran dachtet ihr den ganzen Tag?

A.M.: Ans Essen. Essen war das Wichtigste, weil wir immer hungrig waren. Der Hunger ist schrecklich. Man kann an gar nichts anderes denken. Manchmal trank ich einfach ein bisschen Wasser nur um etwas im Magen zu spüren. Und wegen des Hungers dachten wir auch an nichts anderes, als daran, Schwarzhandel zu betreiben. Jede Nationalität war auf eine bestimmte Ware spezialisiert. Die Franzosen handelten mit Nudeln, die Engländer mit etwas von allem, mit Unterleibchen, Zigaretten, Schokolade – sie bekamen nämlich Pakete vom Roten Kreuz. Die armen Russen hatten nur Kartoffeln zum Tauschen. Der Handel war nicht legal, doch die Deutschen wussten davon, sie ließen es einfach zu. Es gab auch gute Menschen im Lager so wie es überall gute und böse Menschen gibt.

I.R.: Wie gelang es Euch Handel zu betreiben?

A.M.: Mit aller Art Tricks und viel Fantasie. Ich führte ja die Kranken ins Krankenhaus, da bekam ich beispielsweise einmal von einem Bauern einen Brotwecken im Tausch für Zigaretten, die ich von jemandem gekriegt hatte. Da überlegte ich, wie ich denn mit dem Brot unbemerkt ins Lager kommen konnte, denn die Aufseher tasteten uns jedes Mal ab, um zu kontrollieren, damit wir nichts hinein oder hinaus schmuggelten. Ich musste gerade einen schwerkranken Tuberkulosepatienten begleiten und da dachte ich mir, da hilft nichts, entweder ich esse oder ich sterbe und so sagte ich zu ihm, er solle das Brot unter seinem Körper legen. Als wir hineingingen, und das war noch lustig, hatten die deutschen Aufseher schon begonnen uns abzutasten, da sagte sofort: „Das würde ich Ihnen nicht raten, der ist schwer tuberkulös, offene Tuberkulose!“ Worauf der Aufseher mir schleunigst abwinkte und: „Geht, geht, geht!“ rief. Ich aß dann das Brot ganz genussvoll, es schmeckte wunderbar und krank wurde ich auch nicht. Man musste alles gut organisieren. Ich hatte da auch einen Österreicher aus Kärnten kennen gelernt. Dieser arbeitete als Aufseher im Lager und wohnte irgendwo in der Nähe. Ich hatte ihn gefragt, ob meine Braut, Paula, Pakete für mich an seine Adresse schicken durfte, dafür gab ich ihm Zigaretten oder Nudeln, hauptsächlich aber Zigaretten. Er brachte mir dann die Pakete ins Lager und dafür hat er bestimmt auch ein bisschen riskiert. Andere bekamen auch Pakete im Lager, doch die wurden immer kontrolliert. Ich habe eben doch immer Glück gehabt. Einmal war ein Barackenkollege statt mir zu einem Treffen mit einem Engländer gegangen, weil ich plötzlich irgendwohin geschickt wurde. Für einen Brotleib sollte er

Schokolade bekommen. Doch er kam ohne gar nichts zurück, außer einer großen Beule am Kopf. Man hatte ihn niedergeschlagen, er war ohnmächtig geworden und man hatte ihm das Brot entwendet. Wenn ich gegangen wäre, wäre es mir passiert.

I.R.: Das heißt, dass Ihr während dieser Zeit in aller Art von Gefahren wart?

A.M.: Ja, erstens wegen der Krankheiten, dann aber auch wegen des Hungers, der uns sehr schwächte. Einer, den ich kannte, starb gleich nach dem Krieg, weil er während der Gefangenschaft erkrankt war. Aber es gab auch andere Gefahren. Einmal beispielsweise wurde das Lager von den Amerikanern bombardiert. Auch damals hätte ich sterben können. Ich unterhielt mich gerade mit einem Freund, Tonino war sein Name. Dieser arbeitete in den Baracken der Deutschen, von wo er immer wieder Esszeug mitnehmen konnte. Er war gerade zurückgekommen als ich hörte wie Flugzeuge über das Lager flogen. Ich ging hinaus, um nachzusehen, da rief mir Tonino zu, ich solle die Flugzeuge sein lassen und sehen welches gute Essen er uns gebracht hatte. Ich ging zurück und in dem Augenblick wurde es finster, es roch nach Schwefel und über mir krachte alles zusammen. Ich dachte, jetzt sei es aus. Doch ich überlebte. Rundherum waren Bomben gefallen, alles war kaputt, überall lagen Tote, die Körper waren mehr als hundert Meter weit herumgeworfen worden. Wenn ich hinaus gegangen wäre, wäre ich gestorben, doch so überlebte ich. Ich war von Brettern und Erde bedeckt und als ich aus der Baracke ins Freie ging, trat ich auf den Körper eines Menschen, es war ein Holländer. Ich wollte ihn aufheben, doch er zerfiel mir in den Händen. Danach hatte ich einen Schock.

I.R.: Habt ihr Euch vor den Angriffen der Amerikaner und Engländer gefürchtet?

A.M.: Eigentlich nicht. In dieser Hinsicht fühlten wir uns sicher. Und auch das eine Mal war den Amerikanern nur ein Fehler unterlaufen. In Wahrheit hätten sie ein anderes Lager für deutsche Rekruten, das in Völkermarkt lag, angreifen wollen. Dieses Lager lag in einem Tal, das parallel zum Lavanttal verläuft, wo wir interniert waren. Wir wurden fälschlicherweise getroffen.

I.R.: Gab es unter den Gefangenen im Lager auch eine gewisse Solidarität?

A.M.: Ja, die gab es. Man muss auch sagen, dass man in schwierigen Situationen die Menschen erst richtig kennen lernt. Da sieht man wer dein Freund ist und wer nicht. Einer meiner Freunde aus Gröden gab mir manchmal etwas zu essen. Er hatte bestimmt nicht mehr als ich, aber er sah dass ich immer hungrig war. Ein anderer hatte mir währenddessen einmal ein Stück Brot gestohlen, um es mit Zigaretten eintauschen zu können. Das hat mir weh getan. Auch unter den Deutschen gab es gute und schlechte Menschen. Da war z.B. auch ein Österreicher, der unter seinen Kleidern Nahrungsmittel versteckte, um sie uns ins Lager zu schmuggeln. Und auch der verantwortliche des Lagers war ein anständiger Mensch, der sich nicht so schnell von den Nazis einschüchtern ließ.

I.R.: An welche Gedanken kannst du dich noch erinnern?

A.M.: An das Heimweh. Ich hatte Heimweh nach Gröden, nach zu Hause. Manchmal am Abend, beispielsweise zu Weihnachten, hörte man die Russen singen. Sie sangen so schön und ergreifend, dass du dir das gar nicht vorstellen kannst, und dieses Singen ging mir so nahe. Ich schaute die Sterne an und dachte. „Siehst du, diesen Stern, den sieht man auch in Gröden. Wir waren ja ein Lazarettlager und wir sahen jeden Tag wie die jungen Burschen wegstarben. Mit ihnen hatten wir oft noch kurz zuvor gesprochen. Das war die Normalität, der Alltag, ob an einem gewöhnlichen Wochentag oder zu Weihnachten. Es war schlimm.“

I.R.: Gibt es auch schöne Erinnerungen?

A.M.: Schöne nicht gerade. Doch bei aller Tragik musste man manchmal auch noch lachen. So befand ich mich einmal in meiner Baracke, die neben dem Lokal lag, in dem die Patienten untersucht wurden - dahinter war ein Magazin mit Decken und dazwischen war nur eine dünne Wand. Ich musste auch ein bisschen aufpassen, dass keine dieser Decken gestohlen wurden. In diesem Raum war normalerweise niemand, aber wenn jemand verstarb stellte man ihn dort ab. Einmal, starb den Ärzten ein Patient unter den Augen weg, während sie ihm eine Spritze verabreichten. Ich ging zu den deutschen Soldaten, um den Todesfall zu melden, der Leichnam wurde ins Magazin geführt und ich kehrte in meine Baracke zurück. Nach einer Weile, ich war alleine und alles war still, höre ich eigenartige Geräusche. Ich gehe, um nachzusehen und da sitzt

der Tote als wäre nichts gewesen. Nun musste ich die deutschen Wachen benachrichtigen, dass der Tote wieder lebte. Auch sie waren verblüfft und lachten einfach nur.

I.R.: Wie war es als der Krieg zu Ende war?

A.M.: Da ging alles ganz schnell und untereinander. Zuletzt liefen wir noch Gefahr von der SS getötet zu werden. Am 8. Mai flog ein großes amerikanisches Flugzeug über das Lager. Wir dachten, dass es eine Bombe auf uns herablassen würde. Aber stattdessen kam eine Kiste mit Nahrungsmitteln herunter. Es flogen noch andere Flugzeuge vorüber, die einen englischen Offizier mit einem Fallschirm in das Lager abwarfen. Bald darauf kamen Männer der SS, um ihn zu suchen und festzunehmen. Sie verlangten, dass man ihn ihnen übergeben solle. Doch der Lagerkommandant, der wie ich vorher schon sagte, ein anständiger und mutiger Mensch war, meinte mit Bestimmtheit, dass der amerikanische Offizier ein Gefangener wie jeder andere im Lager sei und somit auch wie die anderen zu behandeln sei, und dass er außerdem für ihn verantwortlich wäre. Ich hatte das Gespräch mitverfolgt und gehört wie die SS-Männer drohten, sie würden das Lager noch in derselben Nacht stürmen, falls man ihnen den amerikanischen Offizier nicht ausliefern würde. Der Kommandant blieb standfest und erwiderte, dass sie tun konnten, was sie wollten und dass er mit seinen Soldaten, das Lager verteidigen würde, das wäre seine Pflicht und daran war nicht zu rütteln. Dafür respektiere ich ihn auch heute noch. Aber damals waren wir sehr in Sorge, denn wir wussten allzu gut, dass, wenn die SS-Leute das Lager wirklich gestürmt hätten, sie uns alle getötet hätten wie es in anderen Lagern passiert war. Sie metzelten alle nieder, auch noch und gerade als der Krieg schon fast zu Ende war. Sie hatten einen so großen Hass in sich, weil sie wussten, dass der Krieg für sie verloren war. Einer von ihnen hatte mir gesagt, dass er sich, wenn die Deutschen den Krieg verlieren würden, das Leben nehmen würden. Doch auch andere, Zivilisten, waren immer noch fanatisch. Manche hatten ein schlechtes Gewissen, für manche fiel eine Welt, an die sie geglaubt hatten, zusammen. Ich habe Frauen gesehen, die weinten, als sie hörten, dass Hitler gestorben war.

I.R.: Doch am Ende habt ihr es doch geschafft?

A.M.: Die SS hatte schon Kanonen um das Lager aufgestellt. Wir im Lager schliefen die ganze Nacht nicht und warteten nur auf den Angriff. Wir hörten Explosionen in weiter ferne und am nächsten Tag war alles ruhig. Plötzlich hörten wir einen Lärm. Wir fragten uns, was es sein konnte. Es waren die englischen Panzer – nun waren wir frei!

I.R.: Da müsst Ihr glücklich gewesen sein!

A.M.: Das kann man sich gar nicht vorstellen, wie glücklich wir waren! Doch wie es dann so ist, mussten wir uns plötzlich vor den Russen fürchten. Warum? Ich konnte sie verstehen: der Krieg war zu Ende und nach all dem, was sie mitgemacht hatten, bekamen sie nun Vodka zu trinken. Sie wussten nicht, was sie taten und schossen wahllos um sich herum. Wir hatten Angst, denn sie waren stockbesoffen und verstanden nichts mehr. Wir blieben noch zwei Wochen dort und dann fuhr ich mit einem englischen Transport bis nach Mestre und von dort nach mehreren Zwischenfällen nach Hause. Ab Verona durfte ich auf einem Jeep von Partisanen bis Waidbruck mitfahren. Meine Erscheinung war sonderbar: ich trug eine schwarze Baskenmütze mit einem Abzeichen in den Farben der italienischen Flagge, einen französischen Mantel, so eine Art Trench, Stiefel und einen riesigen Rucksack. Es war gegen neun Uhr abends als ich zu Fuß auf der Grödnerstraße Richtung St. Ulrich ging. Beim Dirsching versperrte mir noch ein großer Hund den Weg. Er bellte mich an und ich versuchte an ihm vorbei zu gehen, doch es gelang mir nicht, bis ich nach ziemlich einer Weile eine Pistole, die ich – ohne die nötigen Patronen – besaß, herauszog und auf den Hund richtete. Dieser zog den Schwanz ein und so konnte ich an ihm vorbeigehen. Bis zum Schluss war eben immer etwas, das mich gefuchst hat. Beim Bräuhaus sah ich ein Feuer und einen amerikanischen Soldaten, der dort Wache stand. Ich rief ihm zu, dass ich ein Kriegsgefangener sei worauf er mir deutete, dass ich gehen sollte, er schrie „Go, go!“ Auf dem Kirchplatz von St. Ulrich standen wieder amerikanische Soldaten. Es war schon spät und sie fragten mich, wohin ich gehen wollte. Ich antwortete, dass ich meine Braut grüßen wollte. Sie fragten mich, wie lange ich bleiben wollte. „Nicht lange“ sagte ich und so begleiteten sie mich zum Rusina, wo Paula zu Hause war.

Wir waren glücklich und erleichtert. Die Soldaten fragten mich, wo ich wohnte, ich zeigte ihnen mit der Hand unser Haus zu Lenert und sie hießen mich gehen, sie hatten keine Lust, mich zu begleiten. Es gab bei uns daheim damals keine Klingel und so klopfte ich an der Tür, dabei dachte ich mir noch, dass mein Vater erschrecken würde. Ich hörte wie sich innen der Riegel öffnete. Ein Licht ging an. Und mein Vater kam heraus. „Wer ist da?“, „Ich bin’s, Alex.“, sagte ich.... Mein Bruder kam dann eine Woche später.

I.R.: Wie konntest du manchen Leuten noch ins Gesicht sehen?

A.M.: Ich muss sagen, dass das für mich nicht schwierig war, denn ich hatte großes Glück gehabt wieder nach Hause gekommen zu sein. Als ich in der Gefangenschaft war, hatte ich mir immer wieder gesagt, dass ich, sollte ich noch einmal heim kommen, weder jemanden Zorn entgegen bringen noch ihm oder ihr etwas nachtragen wollte. Und so war es auch. Was gewesen ist, ist gewesen und fertig. Ich war so froh wieder nach Hause zu kommen. Ich hätte oft sterben können, ich habe viele sterben gesehen. Deshalb wollte ich verzeihen. Wenigstens das muss ich doch tun, dachte ich. Denn, dafür dass ich lebte, konnte ich allein Gott danken.

I.R.: Und vergessen?

A.M.: Vergessen werde ich solange ich lebe freilich nie. Aber du musst denken, dass ich einfach so glücklich war wieder zu Hause zu sein! Das musst du dir vorstellen. Außerdem hatte ich auch einen gewissen Glauben und übrigens ist es nicht in meinem Charakter, zornig oder wütend mit jemandem zu sein. Deshalb wollte ich wirklich verzeihen. Und das habe ich auch getan. Ich habe niemandem je etwas vorgeworfen oder etwas böses darüber gesagt und das will ich auch nicht. Mit manchen hab ich mich nicht gerade angefreundet, doch ich habe mich von allem herausgehalten. Es hat auch sicherlich Menschen gegeben, die mehr als ich mitgemacht haben. Doch ich hab dir einfach meine Geschichte erzählt, das, was ich erlebt habe.

I.R.: Hast du später noch einige der Soldaten, die mit dir im Krieg waren, oder Gefangene aus der Zeit im Lager gesehen?

A.M.: Nein, ich habe niemanden mehr gesehen.

I.R.: Und die Bekannten aus Bologna, die Euch geholfen hatten?

A.M.: Ja, die schon. Ihre Tochter wurde später die Patin meiner Tochter Maria Ulrike.

I.R.: Stimmt es wirklich, dass man damals nicht wusste, was in den Lagern passierte, dass man Juden ermordete und Leute, die anders dachten, einsperrte?

A.M.: Man wusste vielleicht nicht alles. Doch wer wissen wollte, konnte es wissen. Natürlich, die Propaganda war unvorstellbar und nicht alle waren in der Lage, sich wirklich zu informieren. Vielleicht kam es auch darauf an, wo man war. Aber der Fanatismus macht blind und dann sieht man nur mehr, was man sehen will. Man wusste ja, dass Hitler gegen die Kirche war und so. Man wusste nicht viel, aber etwas wusste man.

I.R.: Danke, Alex, für dieses Gespräch.

A.M.: Danke dir, Ingrid.

Ingrid Runggaldier Moroder

wurde 1963 in Bozen geboren und wuchs in St. Ulrich in Gröden auf. Nach dem Besuch des Sprachenlyzeums in Bozen Studium der Germanistik und der Anglistik an der Universität Innsbruck mit abschließender Diplomarbeit über den Schriftsteller Oskar Jellinek und sein Romanfragment "Das Dorf des 13. März".

Danach zunächst Englischunterricht an der Handelsober- und Mittelschule in St. Ulrich. Seit 1997 Übersetzerin im Amt für Sprachangelegenheiten der Autonomen Provinz Bozen. Neben ihrer beruflichen Übersetzungstätigkeit freie Publizistin, besonders in den Interessensgebieten Literatur, Film, Minderheiten, Sprachen, Frauen, Alpinismus. Autorin verschiedener Radio- und Fernsehsendungen, darunter auch 2004 des Filmportraits „Frida Piazza. Worte im Kopf“. Ingrid Runggaldier Moroder lebt seit 1997 mit ihrer Familie in Bozen.

Ingrid Runggaldier Moroder